

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 82 (1999)

Buchbesprechung: Anzeigen und Rezensionen = Avis et récensions = Avvisi e
recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anzeigen und Rezensionen – Avis et recensions – Avvisi e recensioni

Josef Winiger, Ethnoarchäologische Studien zum Neolithikum Südwesteuropas. BAR International Series 701, 1998. Oxford. 246 S., 142 Abb.

Das drucktechnisch einfach gestaltete Buch setzt sich aus drei, in sich abgeschlossenen Aufsätzen zusammen. Im ersten Teil, betitelt mit «Frühneolithikum, Nordafrika und die älteste Keramik Westeuropas», vertritt der Autor folgende Theorie: Ab dem 9. Jtsd. v. Chr. verwendeten nordafrikanische Wildbeutergruppen bereits keramische Gefäße («keramisches Mesolithikum»). Diese leiteten sich vorwiegend von Behältnissen aus Strausseneiern ab und wiesen deshalb Rund- und Spitzböden sowie ovoide Formen auf. Ab ca. 7000 v. Chr. setzte in der Sahara eine katastrophale Verwüstung ein, was Auswanderungen nach Norden provozierte. So erreichte die nordafrikanische Kunst der Keramikproduktion die Küsten Spaniens, Korsikas, Siziliens, Kretas und der Peloponnes noch vor den Einflüssen aus dem Nahen Osten. Die spitzboden Keramikgefäße aus der altneolithischen Nerja-Kultur Spaniens (2. Hälfte 7. Jt. v. Chr.) lassen sich damit von nordafrikanischen Typen ableiten. Trotz spärlicher Spuren im Baskenland und der Bretagne nimmt Winiger eine Ausbreitung entlang der Atlantikküste an. Als Folge schlägt er vor, die Keramik vom Typ «La Hoguette» sei aus dem franco-iberischen Raum beeinflusst worden. Im westlichen Verbreitungsgebiet der Bandkeramik existierte somit bereits ein Substrat, ein keramisches Mesolithikum mit Viehzucht südwestlicher Herkunft vom Typ La Hoguette.

Die vorgelegten Thesen werden wohl noch zu heftigen Diskussionen Anlass geben, sind die einzelnen Schlüsse doch z.T. auf unsicheren C14-Datierungen aufgebaut. Zudem lassen die enormen Distanzen sowie die Fund- und Forschungslücken viel Spielraum in die eine oder andere Interpretationsrichtung. Besteckend ist der Vorschlag, die europäische Mittelmeerküste sei nicht nur aus dem Nahen Osten mit neolithischen Strömungen beeinflusst worden.

Der zweite Aufsatz mit dem Titel «Mittelneolithikum, Chamblandes-Chassey-Cortaillod oder: Wo sind die Mesolithiker geblieben?» beinhaltet die Theorie, dass die hinter den mittelneolithischen Kulturen namens Chamblandes, Chassey und Cortaillod stehenden Bevölkerungen in Frankreich und der Schweiz Abkömmlinge spätmesolithischer Wildbeuterstämme seien. Insbesondere die Erbauer der Chamblandes-Steinkistengräber sieht Winiger noch als Träger eines Übergangsstadiums zwischen mesolithischer und neolithischer Kultur. Gerade die typischen Grabbeigaben – Ocker, Meeresmuscheln, Hirschgrandel-Imitationen, Stein-, Zahn- und Samenperlen sowie Geweihspangenanhänger, die er gewagt als «Blutzapfen» interpretiert – sind für den Autor eng mit mesolithischen Traditionen verbunden. Die vorbehaltlose Zuweisung von Chamblandes zur Cortaillod-Kultur, beruhend auf Keramikfunden vom Genfersee (z.B. Lausanne VD-Vidy), lehnt Winiger ab, da es nicht sinnvoll sei, archäologische Kulturen einzig anhand des Keramikstils zu definieren. Berücksichtigt man die neusten Auswertungen sowie die C14-Daten der mehrphasigen Nekropole Lenzburg AG-Gofersberg (R. Wyss, Das neolithische Hockergräberfeld von Lenzburg, Kt. Aargau. Archaeologische Forschungen. Zürich 1998) scheint diese Bemerkung durchaus berechtigt zu sein.

Mühe bereitet allerdings die Vorstellung, ab dem 4. Jtsd. v. Chr. seien mesolithische Traditionen in der Schweiz noch verbreitet gewesen. Das Fehlen von Keramik in den nordwestschweizerischen «Dickenbännlibohrer-Fundstellen» beruht auf schlechten Erhaltungsbedingungen in Landsiedlungen und nicht

auf einer epimesolithischen, akeramischen Megalithkultur, die parallel zur neolithischen Bevölkerung bestanden habe. In Hornstaad D-Hörnle I liegen z. B. in der Seeufersiedlung um 3900 v. Chr. eindeutige Belege für die Produktion von Kalkröhrenperlen mit Dickenbännlispitzen eindeutig in einem vollneolithischen Kontext vor.

Lesenswert sind die theoretischen Betrachtungen zu Kontinuität und Diskontinuität kultureller Entwicklungen am Schluss des Aufsatzes.

Im letzten Aufsatz «Ötzi und die Kupferzeit im westalpinen Raum» versucht Winiger, anhand der Ausrüstung und anthropologischer Merkmale der Gletschermumie die kulturelle Zugehörigkeit Ötzis zu den Ufersiedlungen (Horgen, Muntelier und Civilisation Saône Rhône) des nördlichen Alpenvorlandes nachzuweisen. Inneralpine Fundstellen des Spätneolithikums und transalpine Kontaktfunde erlauben ihm zudem Rückschlüsse auf eine inneralpine Hirtenbevölkerung ab ca. 3400 v. Chr., welcher als Trägerin einer megalithischen Kultur (Kollektivbestattungen und anthropomorphe Stelen) alle Artefakttypen des Eismannes aus unvergänglichem Material bekannt waren.

Zu Recht weist Winiger darauf hin, dass Ötzi nicht unbedingt der Kultur jener Zeit entstammen muss, die dem Hauslabjoch geographisch am nächsten liegt (älteres Remedello). Die gute anthropologische Übereinstimmung mit dem Skelettfund von Feldmeilen ZH-Vorderfeld sowie Vergleichsfunde wie z.B. die Knochenspitzen der «Muntelier-Kultur» oder der Dolch aus der um 3384–3370 v. Chr. datierten Seeufersiedlung von Arbon TG-Bleiche 3, sind gewichtige Indizien für enge Kontakte mit dem nördlichen Alpenvorland.

Der Versuch, indirekt eine inneralpine Kultur zu postulieren, aus der u.a. die Lüscherzer Kultur hervorgegangen sei, ist beim heutigen, noch schlechten Forschungsstand gewagt. Zwar war der Alpenraum im Neolithikum unbestritten begangen resp. sogar besiedelt; weshalb die Rütchenkämme aus Arbon TG-Bleiche 3 aber von einem alpinen Proto-Lüscherz abstammen müssen, nur weil 500 Jahre später ähnliche Kämme in der Westschweiz aus Fundstellen der Lüscherzer Kultur gefunden wurden, ist schwer nachvollziehbar.

Das vorgeschlagene Modell einer inneralpinen Bevölkerung nomadisierender Schafhirten, die lose Kontakte mit den umliegenden Kulturen hatte und Trägerin megalithischer Bräuche war, sollte nun anhand von Bodenfunden konkretisiert werden. Intensivere Forschungen im Alpenraum werden hoffentlich bald neue Erkenntnisse liefern.

Die ethnoarchäologischen Studien zum Neolithikum Südwesteuropas von J. Winiger sind lesenswert, brechen sie doch häufig von den konventionellen, ausgetretenen Forschungspfaden aus und eröffnen so neue, ungewohnte und oft diskussionswürdige Blickwinkel auf eine Vergangenheit, die noch keinesfalls restlos aufgeklärt ist.

Urs Leuzinger

Katharine Pászthory †, Eugen Friedrich Mayer, Die Äxte und Beile in Bayern. Prähistorische Bronzefunde IX, 20. Steiner, Stuttgart 1998. VI et 207 p., 110 planches.

La gestation du présent ouvrage fut longue et difficile. Commencé vers le milieu des années 1970 par E.F. Mayer, il a été repris au début des années 1980 par la regrettée K. Pászthory, bien connue pour son livre sur les bracelets en Suisse (PBF X,3 [1985]). Décédée en 1989, elle n'a malheureusement pas pu

mener le travail jusqu'à son terme. La mise au point du volume a heureusement pu être assurée peu à peu par W. Kubach, principale cheville ouvrière de l'entreprise PBF. Cette histoire mouvementée explique vraisemblablement pourquoi le livre n'est pas très au point quant à la bibliographie, qui s'arrête pratiquement vers 1985.

L'ouvrage est donc consacré aux haches à emmanchement perpendiculaire (Äxte) et parallèle (Beile) du Land de Bavière. Celui-ci réunit les districts de Souabe, Haute et Basse-Bavière, du Haut-Palatinat et de Haute, Moyenne et Basse-Franconie, qui n'ont, bien sûr, pas tous la même orientation culturelle. Les 1073 objets répertoriés, en cuivre ou en bronze, se répartissent en: 6 haches à emmanchement transversal, 14 haches plates, 341 haches à rebords, 113 haches à talon, 542 haches à ailerons (y compris 9 herminettes) et 57 haches à douille. 11 haches en fer, 8 moules et 101 outils divers (ciseaux, ciselets, marteaux, etc.) complètent l'inventaire. Au point de vue de la chronologie, le Bronze final est, de loin, le mieux représenté (env. 48% des haches), devant le Bronze moyen (25%), le Bronze ancien (21%), le Hallstatt (1,6%) et le Néolithique final (1,5%). Environ 3% des objets restent de chronologie non exactement précisée. Les dépôts sont les plus gros fournisseurs de haches (33% des objets).

Cet imposant corpus occupe 18 p. d'introduction (histoire de la recherche, chronologie, fonction), 161 p. d'inventaire typochronologique, 28 p. d'annexes diverses, 77 pl. d'objets, 19 de cartes de répartition et 13 d'ensembles de référence. La dernière planche est consacrée à l'indispensable tableau de synthèse typochronologique. Pour des raisons d'économie que l'on peut comprendre, les ensembles de référence des pl. 97–109 se limitent à des ensembles relativement nouveaux ou moins facilement accessibles, en évitant, par exemple, la plupart des dépôts illustrés par H. Müller-Karpe (Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit..., 1959). Aux points de vue de la typologie et de la chronologie, l'ouvrage s'appuie beaucoup sur les volumes précédents de K. Kibbert (Die Äxte und Beile im mittleren Westdeutschland II, PBF IX, 13 [1984]) et E.F. Mayer (Die Äxte und Beile in Österreich. PBF IX, 9 [1977]).

Quelques remarques:

- à l'intérieur de chacune des grandes familles de haches, l'organisation typologique n'est pas toujours très convaincante. On est étonné, par exemple, que des formes typologiquement plus évoluées et effectivement plus tardives soient traitées avant des types moins évolués et plus anciens. C'est le cas, par exemple, des haches à ailerons de type Lindenstruth-Obernbeck (596–597), Buchau (598–601) et à ailerons supérieurs sans anneau (602–610), datées du HaB1 au HaB3, qui précèdent les haches à ailerons médians de type Grigny (611–627) du BzD–HaA1.
- L'homogénéité des types est souvent discutable (voir, par exemple, les breites mittelständige Lappenbeile de la pl. 42, où se retrouvent dans le même sac des haches de proportions aussi différentes que 613, 613A, 616, 615, 617, 621, etc.). D'une façon générale, donc, la typologie manque de rigueur. Même brièvement, elle aurait dû être explicitée dans le texte, avec quelques schémas.
- Ce serait rendre un grand service au lecteur que de donner systématiquement, dans le texte (et pas seulement à la p. 9), la traduction en langage conventionnel et international (BzA1, A2, B, etc.) des «phases PBF» (Straubing, Locham, Göggenghofen, etc.), qui peuvent changer de nom à l'intérieur même de la Bavière (pour ne pas parler des régions voisines!) et qui n'ont décidément guère d'autres fonctions que de compliquer la tâche du lecteur. Il serait commode, en plus, que les datations retenues, même approximatives, soient données pour chaque objet, dans sa notice, surtout quand la

discussion chronologique suit une très longue liste d'objets comprenant des variantes de datations diverses (voir p.ex. Lappenbeile mit tief heruntergezogenen Lappen, 647–741).

- Quelques analyses de composition chimique (surtout de SAM 1–2, 1960–1974) sont données aux p. 180–182, mais aucun compte n'en est tenu dans le texte, et même pas de la distinction aussi élémentaire que celle entre cuivre pur et bronze à l'étain, qui peut contribuer à la datation des objets (voir, par exemple, les haches à rebords «saxonnées» en cuivre de Wolznach [47–50] et de Schöngesung [44]).
- Le très utile tableau synthétique final (pl. 110), qui situe les principaux types dans la chronologie, comporte quelques erreurs et imprécisions. La plus frappante est le décalage dans le Hallstatt (HaC) de la plupart des formes caractéristiques du späte Urnenfelderzeit (HaB3) (600, 607, 838, 901, 1034, 1048, 1061).

Mais ne chipotons pas! Ce livre utile a le grand mérite d'exister et de rendre accessible un matériel de première importance. Il constituera donc à coup sûr un précieux outil de la recherche sur l'âge du Bronze au Nord des Alpes. On regrette d'autant plus que son prix considérable (DM 234.00) ne le rende pas accessible à toutes les bourses.

Valentin Rychner

Markus Egg, Das hallstattzeitliche Fürstengrab von Strettweg bei Judenburg in der Obersteiermark. Monographien RGZM 37. RGZM, Mainz 1996. 293 S., 155 Abb., 50 Phototaf.

Der «Kultwagen» von Strettweg ist wohl allen Archäologinnen und Archäologen im Laufe ihres Studiums einmal über den Weg gefahren, gehört er doch zu den bekanntesten archäologischen Bodenfunden Österreichs. Diese Bedeutung hat es aber wohl verhindert, dass das Prunkgrab, aus welchem der Wagen stammt, bis heute entsprechend gewürdigt worden ist. Dies hat nun Markus Egg, fast 150 Jahre nach der Entdeckung, auf vorbildliche Art und Weise nachgeholt.

Nach einer kurzen Forschungsgeschichte und einigen Bemerkungen zur Topographie (S. 1–5) versucht der Autor, sich aufgrund der spärlichen Nachrichten der Ausgräber ein Bild über die Grabarchitektur und die Bestattungssitten zu machen (S. 6–11). Er kommt zum Schluss, dass es sich beim Strettweger Grab um ein Steinkammergrab unter einem Erdhügel gehandelt haben muss. Derartige Kammergräber sind in der Steiermark, Slowenien und Ungarn bekannt. Sie sind rechteckig und oft mit einem gepflasterten Dromos versehen, der – wie für die weitere Interpretation nicht ohne Bedeutung sein wird – offen bleiben konnte. Diese Gräber enthalten Brandbestattungen, was auch für Strettweg richtigerweise vermutet werden darf. Aufgrund der schlechten Dokumentationslage müssen aber – und das ist zu betonen – alle Aussagen zur Grabarchitektur und Grabsitte hypothetisch bleiben. Trotzdem werden bereits an dieser Stelle Interpretationen des Strettweger Grabs präsentiert, welche auf den besser dokumentierten Steinkammergräbern von Süttö und Vaskeresztes in Ungarn, beide mit Dromos, basieren. Dort soll angeblich die Sitte des Totenopfers, bzw. der Totenfolge, nachgewiesen sein, etwa so, wie es Herodot (Buch V, 5.8) über die Begräbnissitten der thrakischen Aristokratie beschrieben hatte. Diese Totenfolge durchzieht das gesamte Werk Eggs wie ein roter Faden. Für Strettweg ist die Tatsache, dass das Grab Beigaben der weiblichen Sphäre (Schmuck) und der männlichen (Waffen) enthielt, dem Autor u.a. Anlass, auch hier eine Totenfolge zu postulieren. Es liegt aber auch eine grosse Anzahl von geschlechtsunspezifischen Beigaben vor, zu denen letztlich auch der «Kultwagen» zählt. Für den Autor besteht aber kein Zweifel, dass sie alle zur Männerbestattung gehören.

Der detaillierten Bearbeitung der Funde, welche in sieben Sachgruppen präsentiert werden, ist der Hauptteil des Werkes gewidmet (S. 12–242).

Der berühmte «Kultwagen» wird eingehend gewürdigt; seine komplizierte Restaurierungsgeschichte aufgerollt und eine Neurekonstruktion (vgl. Farbtafel) überzeugend vorgeschlagen. Die grosse weibliche Zentralfigur trägt nun ein Bronzebecken mit einem Volutenkranz (Taf. 12.13; Abb. 17 mit M 1:4 statt 1:2). Herkunft, Zeitstellung, Verbreitung und nicht zuletzt Sinngehalt der Gefäßwagen in Mitteleuropa und Italien werden ausführlich diskutiert. Der Autor vermutet eine Nutzung des Strettweger Gefährts im Rahmen einer «mehr oder weniger symbolisch vollzogenen Libation» oder bei «Reinigungsriten» (S. 33). Selbstverständlich ist die «Handhabung Sache der Männer», wie bereits G. Kossack festgestellt haben will, jedoch muss der Autor zugeben, dass Gefäßwagen durchaus in Frauengräbern vorkommen (S. 33f.). Wie sich zudem die herausragende Frauenfigur des Strettweger Wagens mit einer rein männlichen «Handhabung» vereinbaren lässt, wird nicht thematisiert. Von den insgesamt acht kleinen Menschenfiguren, welche spiegelbildlich um die grosse Frau gruppiert sind, sind zwei Paare durch ihre Geschlechtsteile eindeutig bestimmt; die hirschartig-führenden Figuren sind geschlechtslos, werden vom Autor aber als Männer identifiziert (S. 21). Vier Reiter mit Schild und Lanze vervollständigen die «Prozession». Es folgt eine breite Diskussion der dargestellten Szene, ihrer möglichen Interpretationen und ihrer Datierung, welche eindrücklich die Belesenheit des Autors vor Augen führt. Er neigt schliesslich einer Zeitstellung ins späte 7. Jh. zu (S. 51).

Etwas zu kurz gekommen scheint Rez. in dieser Diskussion die Tatsache, dass die Szene auf dem Wagen spiegelbildlich dargestellt ist, und dass gewisse Gegenstände als Grabbeigaben im Strettweger Grab wieder auftreten (Beil, Lanzen, Ohrringe). Beachtet man nur die Hälfte der Szene, d.h. nur eine Seite des Spiegels, so tritt ein Menschenpaar flankiert von zwei Reitern mit Lanzen auf. Im Strettweger Grab sind eine Frau (Ohr- oder Lockenringe) und ein Mann (Beil) bestattet. Zwei Pferdetrensen zeugen von zwei Pferden, resp. Reitern. Die Position der grossen Frau, welche als einzige nicht spiegelbildlich dargestellt ist, symbolisiert vielleicht die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits?

Die Bearbeitung der übrigen 13 Bronzegefässer erfolgt ebenso detailliert und sorgfältig. Für alle Typen werden Verbreitungskarten mit Listen vorgelegt (Amphoren, Kessel, Situlen, Kreuzattaschenkessel, Becken, Siebtassen, Breitrandschüsseln). Nur für den Lebes kann aufgrund der qualitätvollen Treibarbeit und der Verwendung von Weichlot ein Import aus einer etruskischen Werkstatt angenommen werden.

Eine zweite Fundgruppe bilden die Bratspiesse aus Eisen und Bronze (S. 139–151) und eine dritte die Waffen (S. 151–159). Es kann nun auch die grosse Anzahl der Eisenlanzen (7 Stück) nicht darüber hinweg täuschen, dass die Waffenausstattung des hier beigesetzten «Fürsten» recht ärmlich ausgefallen ist, fand sich doch zusätzlich nur noch ein Tüllenbeil aus Bronze, welches zudem auch als Opfergerät interpretiert werden könnte. Es fehlen Schwert, Panzer und Helm. Neben den bereits erwähnten zwei Pferdetrensen fanden sich auch zahlreiche Pferdegeschirrteile, aber kein konkreter Nachweis für einen Wagen. Nachzutragen bleibt, dass Pferdetrensenpaare auch in Frauengräbern vorkommen (z. B. Grossseibstadt).

Von besonderer Bedeutung für die Interpretation der Anlage ist die fünfte Fundgruppe, der Frauenschmuck (S. 187–228). Dazu zählt die einzige Fibel des Grabes, eine Dreiknopffibel, welche aus der 1. Hälfte des 6. Jh. stammt. Radanhänger, Bernstein- und Glasperlen sowie die einzigen Goldobjekte des Gra-

bes, zwei Lockenringe und ein Röhrchen, sind zweifellos Reste einer reichen Frauenausstattung. Zahlreiche figürlich verzierte Blechquadrate mit Klapperanhänger gehören ebenfalls dazu.

Es folgen als letzte Fundgruppen einige Metallgegenstände und die spärliche Keramik (S. 228–242).

Das Kapitel «Chronologie» (S. 243–245) fasst sämtliche erarbeiteten Datierungen zusammen. Hier wäre eine Synchronologie-Tabelle ein nützliches Hilfsmittel gewesen, das einer in der Osthallstattchronologie nicht so bewanderten Leserschaft geholfen hätte, über die verschiedenen Bezeichnungen (Sticna-Novo mesto-Horizonte, Dobiat-, Terzan- und Parzinger-Stufen, traditionelle Ha-Einteilung und absolute Chronologie) den Überblick zu wahren. Der Autor stellt fest, dass die Funde von Strettweg in eine jüngere (vor allem Frauenschmuck und Lebes) und eine ältere Phase (Pferdeschirrung, Breitrandschüsseln) gruppiert werden können. Eine von ihm hier nicht in Erwägung gezogene Deutung könnte darin bestehen, dass die Frau etwas später verstorben ist als der Mann. Die Deutung als Totenfolge würde sich erübrigen.

Kapitel VI bringt einen Vergleich der Strettweger Grabausstattung mit anderen reichen Gräbern des Ostalpenraumes. Hier stösst nun die sexistische Sichtweise des Autors besonders unangenehm auf (S. 257): Sätze wie «(das) durch die Waffen erschlossene(n) männliche(n) Geschlecht des Grabinhabers» können nicht unwidersprochen bleiben. Nichts in Strettweg deutet darauf hin, dass die Metallgefässer, und damit auch der «Kultwagen» dem Mann zugeordnet werden müssen. Die Folgerung, «dass offenbar nur Männer dieser obersten Ausstattungskategorie teilhaftig werden konnten», ist ein Zirkelschluss, zu dem es noch viel zu sagen gäbe.

Ein letztes Kapitel behandelt die Kulturbeziehungen im Ostalpenraum (S. 264–276), und ein Beitrag von G. Stawinoga zur Restaurierung der Bronzearmphore (S. 278–284) beschliesst den Textteil. Der Tafelteil enthält 50 Phototafeln, auf denen sämtliche Funde, zusätzlich zu den schönen Zeichnungen im Text, wiedergegeben sind.

Das Werk zeichnet sich aus durch eine grosszügige Gestaltung und einen sauberen Druck, der lediglich durch die etwas zahlreichen Druckfehler beeinträchtigt wird.

Beeindruckend ist die Arbeitsleistung des Autors. Die gesamteuropäischen Verbreitungskarten und zugehörigen Nachweislisten zeugen von grosser Belesenheit und Kompetenz; sie werden sich als Fundgruben für die weitere Forschung erweisen.

Wenn auch die Deutung der Strettweger Grabanlage nicht befriedigen kann, so liegt nun doch alles Material in publizierter Form vor. Das letzte Wort zu Grab und «Kultwagen» ist aber noch nicht gesprochen. Eine weniger tendenziöse Auslegung wird vermutlich ein anderes, vielleicht weniger faszinierendes Bild als es die Totenfolge – zumal für Forscher – darstellt, zutage fördern.

Geneviève Lüscher

Felix Müller (Hrsg.) Münsingen-Rain, ein Markstein der keltischen Archäologie. Funde, Befunde und Methoden im Vergleich. Akten Internationales Kolloquium «Das keltische Gräberfeld von Münsingen-Rain 1906–1996», Münsingen/Bern, 9.–12. Oktober 1996. Schriften des Bernischen Historischen Museums 2. Verlag Bernisches Historisches Museum, Bern 1998. 298 S., 177 Abb., 18 Tab.

Aus Anlass des neunzigsten Jahrestages der Entdeckung des keltischen Gräberfeldes von Münsingen-Rain (M.-R.) fand im Oktober 1996 in Münsingen und Bern ein wissenschaftliches Kolloquium statt, mit dem Ziel, den Fundplatz in seiner regionalen und überregionalen Bedeutung zu würdigen. Die grosse

Zahl der Gräber und der Reichtum der Beigaben, vor allem aber die mustergültige Dokumentation der Befunde durch den Ausgräber, Jakob Wiedmer-Stern, haben die Nekropole zu einer festen Koordinate auf der Landkarte der keltischen Archäologie gemacht. Eine Standortbestimmung nach neun Jahrzehnten der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit M.-R. stellt also ein berechtigtes Anliegen der Forschung dar. Es ist den Organisatoren und Teilnehmern des Kolloquiums dafür zu danken, dass sie diese Aufgabe wahrgenommen und die Ergebnisse der Tagung im vorliegenden, ansprechend gestalteten Band dem interessierten Fachpublikum so schnell zugänglich gemacht haben.

Die Beiträge sind zu vier Themenblöcken zusammengefasst. Unter dem Titel «Bern, Münsingen und die Schweiz» wird das archäologische und forschungsgeschichtliche Umfeld des Gräberfeldes präsentiert. Mit «Münsingen-Rain: Funde und Methoden» ist der zweite Themenblock überschrieben, in dem Aufsätze zu einzelnen Fundgruppen und übergeordneten methodischen Fragen zu finden sind. Der «Scheibenfibel vom Typ Münsingen als verbindendes Element» ist ein eigenes drittes Kapitel gewidmet, während unter dem Titel «Münsingen-Rain im Vergleich» zum Schluss Beiträge aufgeführt sind, die sich mit den keltischen Bestattungssitten in den Nachbarregionen des Schweizer Mittellandes beschäftigen. Manche Beiträge greifen – dem Rahmen eines Forschungskolloquiums entsprechend – über den engeren Rahmen dieser Kapitel hinaus und liessen sich theoretisch auch anderen Themenblöcken zuordnen (z.B. der Beitrag von F.R. Hodson, *Reflections on Münsingen Rain with a note on «Münsingen Fibulae»*, der im ersten Abschnitt erscheint, ebenso gut, wenn nicht besser aber in Kapitel 2 oder 3 aufgeführt werden könnte).

Es ist weder möglich noch sinnvoll, hier alle zwanzig Beiträge gleichwertig zu kommentieren. Statt dessen seien einzelne Abhandlungen herausgegriffen, die methodisch und inhaltlich besonders gewinnbringend sind und den breiten Rahmen der anlässlich des Kolloquiums diskutierten Forschungsansätze exemplarisch veranschaulichen.

Dazu gehören – in der Reihenfolge der Beiträge – an erster Stelle die Ausführungen von K. Zimmermann (37–48), die dem Ausgräber von M.-R. gewidmet sind, Jakob Wiedmer-Stern, einer Persönlichkeit, die in ihrem Werdegang vom Bäckerssohn zum Kaufmann, Hotelier, Privatgelehrten, Museumsdirektor, Schriftsteller und Bergbauunternehmer ebenso Bewunderung ob ihrer vielseitigen Begabung wie Bedauern wegen des glücklosen Ausgangs vieler ihrer Unternehmungen erweckt. Als Glücksfall erwies sich die Entdeckung von Teilen der verschollenen Grabungsdokumentation zu M.-R. in einem Berner Antiquariat. Über die Umstände, die zu ihrer Auffindung geführt haben, hätte man gerne mehr erfahren, ebenso wie über ihren Umfang und Inhalt.

Unter den Funden aus der frühen Belegungsphase von M.-R. ragen acht Prunkfibeln heraus, die mit kunstvollen Wellenranken im Waldalgesheimstil geschmückt sind. Sie sind im Beitrag von F. Müller zur «Entwicklung des Waldalgesheimstils in Münsingen-Rain» (71–83) in neuen, meisterhaften Zeichnungen vorgelegt, die erstmals eine eigentliche Beurteilung ihrer künstlerischen Qualität erlauben und zugleich Klarheit über die verwendeten Dekorationsmotive schaffen. Dem Autor, vor allem aber der Zeichnerin und den Zeichnern sei dafür ein besonderer Dank ausgesprochen. Ausgehend von der relativchronologischen Gräberabfolge F.R. Hodsons postuliert Müller eine chronologische Evolution der acht Prunkfibeln. Er glaubt, darin «eine Entwicklung des Waldalgesheimstils erkennen zu können», die von Wellenranken in «reinster Waldalgesheimform» hin zu immer stärker «verwilderten» Ranken und letzten Endes zur Auflösung des Motives in einfache S-Reihen führt. Gleich-

zeitig erkennt er eine Hinwendung des Fibelschmucks zu immer voluminöseren Formen, die er mit der Entstehung des sog. «Plastischen Stils» gegen Ende von LT B in Verbindung bringt. Mit lediglich acht Beispielen ist die Basis für diesen Schluss allerdings schmal, auch wenn die Funde von M.-R. «nicht irgendwo abseits» zum Vorschein gekommen sind, sondern in einem Gebiet, das gerade in der Zeit des Waldalgesheimstils zu den führenden Zentren der Latènezeit gehörte. Gewisse Unsicherheiten bringt zudem die Tatsache mit sich, dass die relativchronologische Stellung gerade der späten Gräber (79 und 136) umstritten ist (Grab 79, in der Kombinationsstatistik [S. 73] LT B2-zeitlich, ist in der horizontalstratigraphischen Übersicht nach Stöckli [S. 72] der Stufe LT B1 zugeordnet). Hier könnte nur eine übergeordnete Untersuchung weiterhelfen, wobei darauf hingewiesen sei, dass die Auflösung einer Wellenranke in einzelne S-Spiralen in LT A durchaus schon belegt ist, mit den Armmringen von Grab 9 sogar in der Nekropole von M.-R. selbst.

Der Beitrag von P. Jud (123–144) beschäftigt sich mit der inneren Struktur des Gräberfeldes. Anhand einer detaillierten Aufschlüsselung der Gräber nach Alter, Geschlecht und Beigaben zeichnet er das Bild eines vielschichtigen Bestattungsbrauchtums, dem vermutlich eine nicht weniger komplexe gesellschaftliche Realität entsprach. Aus den archäologisch erfassbaren Daten entwickelt der Autor ein Belegungsmodell, in dessen Zentrum fünf, jeweils durch zwei bis drei Generationen voneinander getrennte, herausragende Männerbestattungen stehen. In der Annahme, dass in M.-R. nicht der Friedhof einer einfachen Dorfgemeinschaft, sondern der Begräbnisplatz einer gesellschaftlichen Elite aus einem grösseren Siedlungsareal vorliegt, erkennt er in ihnen – versuchsweise – die «Chefs» einer «lokalen Gemeinschaft ..., die alle zwei bis drei Generationen den Vorsteher einer überregionalen Gemeinschaft stellte». Ob diese konkreten Schlussfolgerungen, so anregend sie sind, die Aussagemöglichkeiten eines so komplexen Gräberfeldes wie desjenigen von M.-R. nicht doch ein wenig überfordern, sei als Frage in den Raum gestellt. Wäre es nicht denkbar, dass die fünf ranghohen Frauen, die mit Goldfingerringen bestattet wurden, zeitweise an der Stelle männlicher «Chefs» der Bestattungsgemeinschaft vorstanden? Die Belegungsdauer des Gräberfeldes über rund 12 Generationen liesse sich mit dieser Annahme zumindest ebensogut vor dem Hintergrund einer kontinuierlichen Bestattungstradition durch eine geschlossene Gesellschaftsgruppe verstehen.

Dass der Reichtum, der sich in den Gräbern der Region von M.-R. widerspiegelt, u.a. mit der besonderen Lage der Siedlungskammer am Zugang zu den Zentralalpenpässen in Zusammenhang steht, liegt auf der Hand. In ihrem Beitrag unterstreicht V. Challet (233–247) diese transalpinen Beziehungen am Beispiel der in den südlichen Alpentälern gefundenen Münsinger Fibeln und deren lokaler Nachwirkung in den sog. Helmkopffibeln. Drei Fibeln dieses Typs aus Niederwichtach-Seinfeld, unweit von M.-R., beweisen, dass die Kontakte wechselseitig waren und auch nördlich des Alpenkammes ihre Spuren hinterlassen haben (vgl. zu entsprechenden Funden von Manching R. Gebhard, U. Wagner in: R. Metzger, P. Gleischer [Hrsg], *Die Räte [1992]* 275ff.).

Die besprochenen Beiträge stehen exemplarisch für eine Fülle von Themen und Fragestellungen, die anlässlich des Münsinger Kolloquiums diskutiert und nun veröffentlicht wurden. Die Abhandlungen stammen aus der Feder von 19 Autoren und Autorinnen, einer Gruppe also, deren internationale Zusammensetzung alleine schon beweist, dass das Gräberfeld von M.-R. auch neunzig Jahre nach seiner Entdeckung noch nichts von seiner Bedeutung als Angelpunkt der regionalen und überregionalen Latèneforschung eingebüsst hat. Es bleibt zu hoffen, dass

die Ergebnisse des Kolloquiums als Anregung zur weiteren Beschäftigung mit diesem «Markstein» der keltischen Archäologie dienen.

Martin Guggisberg

Jürgen Obmann, *Die römischen Funde aus Bein von Nida-Hedernheim*. Museumsbericht von Walter Meier-Arendt. Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte, Archäologisches Museum 13. Habelt, Bonn 1997. 264 S., 12 Abb., 51 Taf.

Der Hauptteil der Publikation stellt die überarbeitete und gekürzte Fassung der Dissertation des Autors dar, die an der Universität Köln verfasst wurde. Die ersten 40 Seiten des Buches aber sind dem Museumsbericht von Walter Meier-Arendt gewidmet.

Dieser sehr detailliert und präzise aufgelistete Bericht über die Tätigkeiten der Jahre 1987–1996 am Museum für Vor- und Frühgeschichte – Archäologisches Museum – der Stadt Frankfurt am Main zeigt exemplarisch, welch rauher Wind gerade archäologischen Institutionen in den letzten Jahren ins Gesicht blies. Dabei ist die in Frankfurt geleistete Arbeit professionell und die dortige Ausstellung sehenswert. Es wäre ein Verlust, wenn in Zukunft das Frankfurter Museum für Vor- und Frühgeschichte samt den damit verbundenen Ämtern in seinem Angebot geschmälerlert werden müsste.

Mit S. 41 beginnt der Hauptteil des zu besprechenden Buches: die Vorlage der römischen Funde aus Bein von Nida-Hedernheim durch Jürgen Obmann. Der Autor hat sich damit einer Materialgruppe angenommen, die bis vor kurzem in der provinzialrömischen Forschung eher vernachlässigt war, nun aber dank der Vorlage von umfangreichem Material etwa aus Augst und Kaiseraugst, Budapest, Lyon, Mainz oder in Kürze auch vom Magdalensberg als relativ gut behandelt gelten kann.

Die Arbeit gliedert sich in neun Kapitel, einen Katalog, 51 Fundlisten, ein Literaturverzeichnis, eine Auswahlbibliographie, Konkordanzlisten und einen Tafelteil mit insgesamt 51 Tafeln.

Die ersten drei Kapitel dienen der Einleitung, in denen die Fundstelle Nida-Hedernheim näher vorgestellt wird und Bemerkungen zur Vorgehensweise und zum Ziel der Arbeit gemacht werden. Als Ziel nennt der Autor auf S. 42/43 und noch einmal auf S. 49/50 den Wunsch, möglichst viel zum Beinschnitzerhandwerk in Nida-Hedernheim herauszufinden. Andere Aussagemöglichkeiten dieser Fundgattung schenkt der Autor weniger Beachtung. Mit Beinartefakten, die kaum alle vor Ort produziert wurden, liessen sich auch umfangreiche Aussagen etwa zum Wohnwesen (z.B. Möbelteile), zur Körperpflege (z.B. Toilettengerät/Haarnadeln), zum Militär (z.B. Schwertteile) zur Freizeitgestaltung (z.B. Würfel/Spielsteine) oder zu Fernbeziehungen (z.B. Elfenbeinartefakte) in Nida-Hedernheim machen.

Im vierten Kapitel folgt die Formenkunde. Dazu teilt der Autor sein Material in einer Tabelle auf S. 51 in 18 Objektgruppen mit insgesamt 2060 Exemplaren auf. Diese Zahlen und besonders die dabei stehenden Prozentwerte stimmen leider nicht mit den Zahlen im Katalog überein. Eine Überprüfung z.B. der Militaria ergab, dass im Gegensatz zu den auf S. 51 angegebenen 42 Exemplaren im Katalog S. 92–94 nur 40 Nummern stehen und dass bei den Nadeln zu den 1164 aufgeführten Exemplaren noch mindestens weitere 125 Fragmente kommen (Katalog S. 123). Auch im Text selbst ist die Besprechung nicht ganz konsequent durchgeführt. So fehlt bei den Militaria eine Besprechung des Dolchgriffs Kat. 31, der Nadeln mit tordiertem Schaftansatz Kat. 290, 291, der Ringe, Kat. 1484–1506 und der «Rohstoffe». Grundsätzlich vermisst der Leser auch bei den im

Text eingestreuten Vergleichsabbildungen bis auf Abb. 5 (Fundort Samos) die Angabe des jeweiligen Fundortes.

Der Inhalt von Kapitel 4 imponiert dann hauptsächlich durch eine umfangreiche Bibliographie in den Anmerkungen und den jeweils zugehörigen Fundlisten, lässt aber eine weitergehende Auseinandersetzung mit dem präsentierten Material etwas vermissen. Des weiteren ergeben sich für den Leser auch einige Fragen zum Inhalt, von denen ich nur einige Beispiele auflisten.

Auf S. 62 wird versucht, eine bisher in der Forschung immer allgemein als Stili bezeichnete Gruppe von Stiften neu der Kategorie «Schminkstifte» zuzuweisen (Kat. 189–205 mit Taf. 16f.). Es lässt sich sicher über die Zuweisung dieser Stifte zum Schreibgerät diskutieren, aber das als Beleg angeführte Ensemble aus Basel mit drei Stiften und einer gerillten Sandsteinplatte ist als Beweis für ein Schminkset kaum geeignet ungeeignet. Auf einer Sandsteinplatte lässt sich Schminke zwar zubereiten, in diesem Fall würde aber der gesamte Steinabrieb mit der Schminke ins Gesicht gelangen. Dahingegen ist Sandstein, gerade wegen seines Abriebes, sehr wohl zum Zurichten von Knochenspitzen, z.B. Stili, geeignet. Ein wenig seltsam wirkt auch die auf S. 77 gegebene Begründung der geringen Zahl gefundener Würfel. Dies sei durch moderne Sammler bedingt, die die Würfel einbehalten und selbst (zum Spielen) benutzt hätten. Zu hinterfragen ist auch das mit sieben Zeilen recht kurz gehaltene Kapitel zu der Gruppe der «Varia», denn darunter fallen so wichtige Gruppen wie das Schreibgerät (Siegelkapseln Kat. 1950–1951 auf S. 139 mit Taf. 49) und sämtliche Halbfabrikate. Wenn man, wie der Autor immer wieder betont, das Beinschnitzerhandwerk in Nida-Hedernheim nachweisen will, dann wäre diese Objektgruppe die wichtigste der gesamten Arbeit.

Das Kapitel 5 auf S. 79 über die Beinfunde aus Gräbern bringt neben einer Auflistung der Beinfunde aus Gräbern keine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema.

Im Kap. 6 auf S. 80 zum Beinschnitzerhandwerk wird weniger über das Handwerk und viel über die Chronologie und mögliche Weiterbesiedlung von Nida-Hedernheim im 4. Jahrhundert gesprochen, wobei die von dem Autor aufgeführten Nadeltypen allesamt bereits im 3. Jahrhundert oder auch früher beginnen und zum Beweis einer evtl. späten Besiedlung eher wenig geeignet scheinen.

Die abschliessenden Kapitel 7 und 8 liefern noch einmal einige allgemeine Beobachtungen zum Thema Beinartefakte. Dabei sei angemerkt, dass die auf S. 81 gemachte Unterscheidung zwischen «Schalenwild» und «Rotwild» so nicht stimmt und bei allen in römischer Zeit vorkommenden Geweihträgern nur männliche Tiere ein Geweih ausbildeten.

Zum Schluss sei festgehalten, dass die vorliegende Arbeit trotz einiger Kritikpunkte eine gute Materialvorlage römischer Beinfunde bildet und besonders wegen der umfangreichen Zusammenstellung von Literatur eine nützliche Bibliographie zu einer lange vernachlässigten Materialgruppe der provinzialrömischen Kultur darstellt.

Eckhard Deschler-Erb

Marianne Stern, *Roman Mold Blown Glass. The First through Sixth Centuries*. The Toledo Museum of Glass, Rom 1995.

Nachdem 1989 der erste Band zur Glas-Sammlung des Museums in Toledo (USA) dem frühen, geformten Glas gewidmet war, liegt nun der zweite Band zu den formgeblasenen Gefässen vor. Dieses prächtige Buch, das auf den ersten Blick eher den Aspekt eines Kunstbandes hat – mit ausgezeichneten Fotos, gepflegtem Druck und Ausstattung – entpuppt sich als grundlegendes Fachbuch.

Selten rechtfertigt die Publikation einer rein aus Ankäufen und Geschenken zusammengesetzten nordamerikanischen Museumssammlung eine Rezension in einer archäologischen Fachzeitschrift. Im Fall des vorliegenden Bandes jedoch verbirgt sich hinter dem Titel eine hochkarätige Studie zu Geschichte, Technologie, kultur- und kunstgeschichtlichen Aspekten einer der Hauptfabrikationsgruppen antiken Gefäßglases. Die von der Verf. durchgeführten Untersuchungen haben zu Resultaten geführt, die sowohl in der Fachwelt der Glasspezialisten als auch für jene verschiedener verwandter Objektgruppen einen grossen Schritt vorwärts bedeuten.

Die Autorin ist bereits durch zahlreiche andere Publikationen als eine der besten Kennerinnen antiken Glases bekannt. Obwohl sie häufiger Funde aus Ausgrabungen bearbeitet hat, schreckte sie nicht davor zurück, alte Sammlungsstücke zu untersuchen, zu deren Herkunft und Fundumständen oft nur wenig bekannt ist, die umgekehrt dank ihrer oft weitgehend kompletten Erhaltung zu bestimmten Fragestellungen besser Antwort geben können als fragmentiertes Grabungsmaterial. Zu diesen Fragestellungen gehören vor allem Aspekte der Herstellungsverfahren, die die Verf. vor dem Hintergrund eigener experimenteller Erfahrung untersucht. Das Buch ist die bisher vollständigste Studie zur Technik des Formblasens. In leicht verständlicher Weise und unterstützt durch Illustrationen werden die verschiedenen Produktionsabläufe erklärt, die sich einerseits an den antiken Objekten ablesen und andererseits durch Experimente bestätigen lassen. Nur geringe Kenntnisse liegen zu den verwendeten Modellen vor. Ihr Aussehen, z.B. die Frage, ob sie aus zwei oder mehreren Teilen bestanden haben, lässt sich bei intakten Fabrikaten oft beantworten, da beim Zusammensetzen von Modellen in der Regel feine Stege auf dem Gefäß sichtbar blieben. Hingegen kann über das für die Model verwendet Material nur vermutet werden. Wahrscheinlich bestanden sie aus Ton. Der Verf. gelang eine verblüffende Entdeckung. Offensichtlich wurde für diese Formware das Prinzip der Überformung angewendet, wie es für ausgeformte Waren aus Ton schon bekannt war, so etwa bei Lampen, Terrakottafiguren und vereinzelt bei Terra Sigillata-Gefässen. Das Problem zu unterscheiden, wie die somit unterscheidbaren «Generationen» zu interpretieren sind, ist allerdings noch nicht gelöst. Das Wort «Generation» impliziert ein chronologisches Moment, wobei diese Abfolge, die sowohl qualitative als auch stilistische Unterscheidungsmerkmale aufweist, zu einem grossen Teil weitgehend zeitgleich sein könnte.

Eine detaillierte Typologie informiert über die formgeblasenen Gefäßformen. Es gehören dazu vorwiegend Fläschchen, Schalen und Becher. Eine besondere Gruppe stellen die Kopfgefässe dar. Dieser Gefässtyp, der auch in andern Materialien bekannt ist (Edelmetall, Bronze, Keramik), wurde vom 1. bis ins 4. Jahrhundert aus Glas hergestellt. Die Form des menschlichen Kopfes wurde jeweils entweder in die Form von Fläschchen oder in Trinkbecher integriert. Selten sind sie signiert.

Die Verf. unterscheidet regionale Stile oder Werkstattgruppen. Grundlage dazu ist das reichlich aus dem römischen Osten bekannte Material. Diesen syro-palästinensischen Ateliers wird die Erfindung des Formblasens von Glas in spätiberischer Zeit zugeschrieben. Ausgehend von der Schlüsselstellung Sidons für die formgeblasenen Gläser und den dort signierenden Glasbläsern, am besten bekannt sind Ennion und Aristas, konnten vor allem stilistisch definierte Produktionsgruppen ausgegrenzt werden (S. 65ff.). Sie unterscheiden sich einerseits durch die Bildthemen der Reliefs, andererseits in der stilistischen Gestaltung der Dekorelemente sowie in der Manufaktur der Gefäßdetails (Henkel, Ränder etc.). Wahrscheinlich gelangte die neue Technologie sehr schnell auch in den römischen Westen. Ge-

nauere Anhaltspunkte für die Chronologie im Osten sind leider spärlich. Denn obwohl mit grösster Sicherheit anzunehmen ist, dass die meisten intakt überlieferten östlichen Exemplare – wie auch die westlichen komplett erhaltenen Stücke – aus Grabinventaren stammen, ist von deren Zusammensetzung sehr selten etwas bekannt. Um in der Chronologie des kaiserzeitlichen römischen Ostens neue Anhaltspunkte zu gewinnen, wäre es absolut erforderlich, dass mehr Nekropolen aus jenen Regionen sorgfältig ausgegraben und untersucht werden könnten.

Die Unterscheidung in Ateliers führt auch noch zur Frage der Signaturen und der Identität der Glasbläser im allgemeinen. Wenn noch im 1. Jahrhundert verschiedene syrische Glasbläser bestimmte ihrer Fabrikate signierten, verschwindet diese Tradition ab dem 2. Jahrhundert fast gänzlich. Es ist allerdings zu bemerken, dass die Signaturen auf Glas sicher noch unvollständig erfasst und ausgewertet sind. Sicher ist, dass sie sehr viel seltener angebracht wurden, und eben nur auf dem formgeblasenen Glas, dessen Negativformen das Anbringen eines Schriftzuges ermöglichen, als in den viel industrieller organisierten Terra Sigillata Manufakturen. Interessant ist zu erfahren, dass möglicherweise zwei Frauennamen vorliegen, nämlich *Sentia Secunda* aus Aquileia und *Ennia Fortuna* (S. 69).

114 der 193 Katalognummern sind Gefässer, die ins 1. Jahrhundert n. Chr. datiert werden können. Die übrigen Exemplare verteilen sich vom 2. bis ins 4. Jahrhundert. Diese Proportion ist wahrscheinlich recht repräsentativ für die Entwicklung des formgeblasenen Glases. Es handelt sich bei dieser Technik doch in erster Linie um eine Methode, reliefierte Dekors herzustellen, ein Stil, der im 1. Jahrhundert auf verschiedenen Gefäßgattungen verbreitet war, und der letztlich seinen Ursprung in der Metalltreibarbeit hat. Ab dem 2. Jahrhundert hingegen, als eingetiefter Dekor Mode wurde, begann man diesen selbst mit formgeblasenem Glas zu imitieren, d.h. die Verzierungen dieser Gefässer sind nicht mehr erhaben, sondern eingetieft (S. 186f.).

Äusserst nützlich ist auch ein Glossarium der technologischen Begriffe der Glasherstellung, der Modelherstellung und der Bezeichnungen von Gefässen und ihren Bestandteilen (S. 19–32). Diese methodische Hilfe sowie der ausführliche Apparat von Sekundärliteratur und eingearbeitetem Parallelmaterial machen das sehr verdiente Werk unentbehrlich für jede zukünftige Beschäftigung mit formgeblasenem Glas.

Anne Hochuli-Gysel

Werner Mayer, Franz Auf der Maur, Werner Bellwald, Thomas Bitterli-Waldvogel, Philippe Morel und Jakob Obrecht, «Heidenhüttli», 25 Jahre archäologische Wüstungsforschung im schweizerischen Alpenraum. Mit Beiträgen von Maria-Letizia Boscardin, Ignaz Bellwald, Hans Kalbermatten, Christine Keller. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 23/24. Schweiz. Burgenverein, Basel 1998. 426 p., 512 illustr.

Sous le titre quelque peu romantique de «Heidenhüttli» se cache un travail d’ampleur qui rassemble les résultats de 25 ans de recherches menées par le séminaire d’histoire de l’université de Bâle sur certains habitats abandonnés des Alpes. Suite à la fondation de l’AGASAS (Arbeitsgemeinschaft für alpine Siedlungsarchäologie der Schweiz), en 1983, la collaboration avec des personnes extérieures s’intensifie; c’est ainsi qu’apparaissent dans ce volume, en plus des travaux de terrain du séminaire de l’université, des contributions de membres de l’AGASAS. Les documents traités dans l’ouvrage se restreignent aux habitats abandonnés de moyenne et haute altitude dans les Alpes centrales (cantons UR, SZ, SG, VS, GR, TI); le cadre chronologique va du Haut Moyen Age à l’époque récente.

La plupart des 11 sites présentés dans la première partie (Ausgrabungen, pp. 18–231) se distribuent principalement en moyenne montagne et à l'étage alpin (2 gisements au-dessous de 1000 m, 5 sites au-dessous de 1900 m et 4 sites au-dessus de 1900 m). Ce sont des bâtiments isolés, des groupements de bâtiments et/ou des abris sous bloc. Les vestiges archéologiques – bien documentés par de nombreux plans topographiques, relevés architecturaux et détails photographiques – laissent entrevoir une architecture vernaculaire alpine plus que fruste: des fondations de constructions en pierres sèches de plan quadrangulaire côtoient des abris aménagés sous bloc et des parcs à bétail à murs en pierres sèches. On s'aperçoit ici de l'énorme travail de terrain que nécessite ce genre d'étude. Le catalogue du mobilier récolté, présenté à la fin de chaque chapitre, rend compte des difficultés à dater ce genre d'établissement: aucun site ne livre plus de cent artefacts et ce sont la plupart du temps des fragments de fer! Les sites temporaires ne livrent pas de céramique! A la fin de cette première partie, Philippe Morel analyse le mobilier osseux d'un des seuls gisements fouillés qui en ait livré, l'alpage de Spilblätz (Charetalp SZ, 10°–14° s.).

Dans la deuxième partie de l'ouvrage (Bauuntersuchungen, pp. 244–289), Thomas Bitterli-Waldvogel, analyse deux groupements de bâtiments d'alpage à l'occasion d'opérations de sauvegarde entreprises par le musée du Ballenberg (démontage et déplacement de bâtiments au Musée). On retiendra tout spécialement l'analyse du hameau de Alp Richinen (vallée de Conches, VS), qui constitue à nos yeux un excellent travail d'ethnoarchéologie. Le contrôle par la fouille archéologique de structures architecturales de fonction connue (parfois variable au cours du temps), pourrait donner quelques pistes interprétatives dans le domaine de l'architecture alpine antique et protohistorique.

La troisième partie (Prospektionen, pp. 291–363) recense divers comptes-rendus de travaux menés conjointement ou parallèlement aux fouilles précitées. On relève par exemple la présentation de Franz Auf der Maur qui analyse la distribution des établissements abandonnés dans le canton de Schwyz. Limitée par l'impossibilité de dater la plupart des structures, cette contribution constitue cependant un excellent travail de référence pour la sauvegarde du patrimoine bâti «rustique» médiéval et récent; certains cantons pourraient bien tenir compte de ce type d'inventaire, surtout dans les régions à aménagements touristiques «lourds» (stations de ski etc.), où ces vestiges disparaissent rapidement. Dans un cadre plus restreint géographiquement, la vallée du Lötschental (VS), Werner Bellwald et al. proposent une démarche basée sur une méthodologie extrêmement solide. Un recensement des données écrites (toujours succinctes), appuyées par la toponymie, les sources orales et bien sûr l'observation de terrain, a permis de suivre l'évolution du peuplement récent de cette vallée par le biais de la distribution des habitats.

La quatrième partie (Auswertung, pp. 364–392) offre une double synthèse des acquis des travaux présentés dans l'ouvrage. Werner Meyer résume la période du Haut Moyen Age (jusqu'en 1300) et Thomas Bitterli-Waldvogel les périodes récentes. Pour les périodes anciennes, on relève certaines conclusions assez «dures» qui mettent en évidence les limites interprétatives. Si les auteurs ont pu repérer des régularités dans l'architecture qui définissent une véritable «culture alpine», il n'y a pas de liens entre ces documents et certaines données historiques (par exemple la colonisation Walser des dans les Alpes n'a pas amené de changements visibles au plan des vestiges archéologiques).

En conclusion, ce travail est d'un apport indéniable pour la connaissance architecturale de l'habitat historique en moyenne et haute altitude. On peut regretter que la synthèse se restreigne à une vision chronologique «courte» (Moyen Age et époque mo-

derne). Débordant des documents présentés, on devrait pouvoir développer une vision sur le long terme, partant du premier développement de l'élevage dans les Alpes (Néolithique). Enfin, pour compléter les informations des corpus mobiliers, si restreints dans les sites temporaires, on pourrait peut-être faire appel plus systématiquement à des disciplines parallèles (paléobotanique, micromorphologie etc.).

On ne peut que féliciter les auteurs d'avoir apporté un éclairage nouveau sur la «culture alpine» par le biais de l'archéologie de l'habitat d'altitude, un domaine trop longtemps délaissé. Tout archéologue, impliqué dans l'étude du milieu alpin, qu'il soit préhistorien ou médiéviste, se doit donc de consulter régulièrement cet ouvrage bienvenu.

Philippe Curdy

Malika Hachid, *Le Tassili des Ajjer, Aux sources de l'Afrique, 50 siècles avant les Pyramides*. Ed. Paris Méditerranée, 1998. 310 p., 458 photos.

La parution, en 1958, de l'ouvrage d'Henri Lhote «A la découverte des fresques du Tassili», constitua un événement: il révélait pour la première fois l'existence de l'art rupestre préhistorique saharien. Plusieurs dizaines d'ouvrages, destinés à un large public et le plus souvent richement illustrés de photographies en couleur, ont été publiés depuis: malheureusement, les textes souvent rédigés par des auteurs insuffisamment familiarisés avec le monde saharien, sont dans bien des cas décevants. On retrouve sans cesse les mêmes illustrations de Sefar, Jabbar en, Tin Tazarif ou Tan Zoumaitak, les sites les plus célèbres, avec les mêmes descriptifs hâtifs et peu convaincants. On a la désagréable impression de relire chaque fois les mêmes commentaires, de trouver d'un ouvrage à l'autre les mêmes illustrations déjà maintes fois bien publiées. Mis à part ces ouvrages généraux, la bibliographie sur l'art rupestre du Sahara est très riche: elle compte plusieurs centaines d'articles scientifiques, rédigés par des archéologues compétents certes, mais traitant le plus souvent d'un thème très spécialisé et d'un site particulier, sans replacer les gravures ou les peintures dans leur véritable contexte, sans tenir compte des relations entre les innombrables scènes représentées. On rêve depuis longtemps d'une étude saharienne exhaustive, comme elle a pu être entreprise pour le Val Camonica ou le Mont-Bégo, mais la tâche paraît insurmontable à cause des dimensions exceptionnelles de la région, de son accès difficile et hostile, des conditions climatiques extrêmes, rendant un séjour scientifique de longue durée des plus périlleux.

Ce qu'il manquait en fait jusqu'à présent, c'était des idées nouvelles et une synthèse portant sur l'ensemble du Tassili, afin de renouveler et de compléter les théories d'H. Lhote, aujourd'hui dépassées. Malika Hachid, préhistorienne algérienne, ancienne directrice du Parc national du Tassili, a relevé le défi avec brio: la parution de son nouveau livre comble sans aucun doute cette lacune. Elle a sillonné pendant plus de vingt ans le Sahara comme peu ont su le faire. Sa passion pour cette terre qui est la sienne se ressent à travers chaque ligne de cet ouvrage. Elle ne s'est pas contentée de répéter une nouvelle fois ce qui avait été dit avant elle mais aborde le sujet dans sa globalité, dressant un panorama complet du Tassili: sa genèse géologique, sa formation et son évolution géomorphologique, l'apparition des premiers hommes au Paléolithique, les changements climatiques, la faune et la flore, les peuplements humains, pour finalement aborder avec une très grande compétence l'art rupestre néolithique. Près de 450 superbes photographies en couleur et plusieurs dessins, de la main de l'auteure, accompagnés d'un texte captivant, précis, original, nous invitent à voyager dans le temps, dans un monde extraordinaire. On apprécie, au fil des pages, son

sens de l'observation, ses remarques personnelles et pertinentes qui dévoilent son excellente connaissance d'un sujet d'une grande complexité mais qui paraît pourtant simple sous la plume de M. Hachid.

Nul doute que cet ouvrage restera dorénavant une source incontournable, une mine de renseignements sur le Tassili des Ajjer. Il est l'aboutissement d'une longue et patiente recherche, méthodique, qui a exigé un effort considérable. Le mérite de l'auteure est d'autant plus grand qu'elle a travaillé dans des conditions très difficiles. Les centaines d'heures passées sous une chaleur accablante, affrontant les sécheresses du désert, sans confort, transportant son matériel pour étudier des milliers de peintures, ... elle les considère comme une bénédiction, un plaisir intense qu'elle goûte à chacun de ses déplacements dans l'immensité rocailleuse du Tassili. Les vraies difficultés, elle les a rencontrées ailleurs, dans sa condition de femme, de brillante intellectuelle formée dans les universités de France. Plutôt que de se laisser abattre par la tragique situation algérienne actuelle, elle y puise une force insoupçonnée qui laisse des traces profondes à la lecture de cette remarquable étude. M. Hachid présente aussi une formidable mise au point sur les origines et l'identité africaines de l'Algérie.

Elle connaît bien les mentalités et les traditions des populations qui vivent dans la région. Son interprétation des œuvres peintes et gravées préhistoriques nous semblent convaincantes, car elles les associent aux coutumes de son pays qui lui sont proches. Les points de comparaisons entre la mentalité des Néolithiques du Tassili et celles des indigènes actuels du sud-algérien paraissent évidentes. Ce besoin permanent de représenter et de raconter son histoire, ses mythes, ses croyances, sa vie quotidienne, on le trouve depuis le Néolithique jusqu'à nos jours, avec une continuité étonnante. Le respect de Malika Hachid pour les rochers peints qui sont le support d'inestimables œuvres d'art, et surtout pour l'environnement dans lequel on les trouve, est immense. Le lecteur est saisi d'une intense émotion en parcourant les pages de ce livre qui se lit avec une grande volupté.

Denis Ramseyer

*Claude Mordant, Michel Pernot et Valentin Rychner (éd.)
L'Atelier du bronzier en Europe du XX^e au VII^e siècle avant notre ère. Tome I: Les analyses de composition du métal: leur apport à l'archéologie de l'Age du Bronze. Tome II: Du minerai au métal, du métal à l'objet. Actes du colloque international «Bronze '96» Neuchâtel et Dijon, 1996. Paris 1998.*

Die «Bronzezeitliche Werkstatt des Bronzegießers» irgendwo in Europa in ihrer Gesamtheit erfassen zu können, bleibt auch nach diesem dreibändigen Werk der grosse Wunsch der Bronzezeitarchäologie: Die exemplarische Werkstatt fehlt uns schlicht. Was wir vorzuweisen haben und was dieses Werk aufzeigt, sind einzelne Fragmente aus der technischen und sozio-ökonomischen Vielfalt des prähistorischen Bronzehandwerkes in Europa. Die verwendeten Werkstoffe zu charakterisieren, ihre Herkunft zu ermitteln, die verschlungenen Wege des Handels mit Zwischen- oder Fertigprodukten und das Zusammenspiel von technischen und sozialen Neuerungen in Raum und Zeit aufzuzeigen: Dies sind die Aufgaben, denen die Symposien in Neuchâtel und Dijon nachgingen. Die drei Symposiumsbände fassen den Stand der Antworten auf die Fragen an die Archäometallurgie und deren verwendete methodische Leitplanken zusammen. Das Ziel der hier vorgestellten Studien, eine «métallurgische Karte» des prähistorischen Europa zu erarbeiten, kann nur «peu à peu» geschehen, wie Valentin Rychner unumwunden eingestellt. Die ersten zwei Bände liegen nun vor.

Band 1 (Metallanalysen und was sie der Bronzezeitforschung bringen) befasst sich in 19 Artikeln mit Analysen an bronzezeitlichen Objekten. Als Erster kommt E. Sangmeister zu Wort, als Langzeitgedächtnis der Archäometallurgie sozusagen, mit einer Rückschau auf 45 Jahre Forschung. Es folgen methodische Artikel zum Vergleich von Metallanalysen aus verschiedenen Laboratorien (J. P. Northover und V. Rychner) und zum eher vernachlässigten Ansatz von Analysen nichtmetallischer Komponenten in Bronzeobjekten (J.-M. Dupouy).

Regionale Studien beschäftigen sich anschliessend mit der Interpretation von Metall- und Bleiisotopenanalyse-Ergebnissen, der statistischen Annäherung an unterschiedliche Kupfersorten und Metalle aus Horten sowie den regionalen Eigenheiten der Produktion von Bronze, Silber und Gold. Das Thema umspannt Europa von Irland über Dänemark, Frankreich, Spanien und die Schweiz, über das Alpenvorland und Böhmen, über die Karpaten bis zur südlichen Adriaküste.

Einen Blick in die jüngste Entwicklung der Metallanalytik gewährt der Artikel von C. A. Shell et al. über Analysen von irischen Goldobjekten mittels LA-ICP-MS. Die Verwendung von Massenspektrometern, induktiv gekoppeltem Plasma und Laserablation ermöglichen eine Erfassung von Ultraspuren im Bereich von Milliardstel-Teilen. Es gelingt damit, nähere Verwandtschaften von Goldobjekten herauszukristallisieren als dies mit den bisher verwendeten Analyse-Instrumenten möglich war. Die Autoren sind sich jedoch bewusst, dass die Vernetzung dieser Fülle von Analysedaten mit der eigentlichen Geologie des Goldes zur Ermittlung seiner Herkunft noch aussteht.

Den Abschluss des ersten Bandes bildet ein kritischer Artikel von E. Pernicka über den Sinn von Metallanalysen. Nach über 100 Jahren Anstrengungen zur Erforschung der Geschichte der Metalle, mit über 50000 Spektralanalysen in den Computern und einer galoppierenden Entwicklung der modernen Analyseverfahren steht eine grosse Zahl der Archäologinnen und Archäologen der Archäometallurgie immer noch skeptisch gegenüber. Pernicka ist jedoch überzeugt, dass ein umsichtiges Integrieren von Daten – selbst älterer Analysen – und neusten Forschungsergebnissen zum Ziel führen. Voraussetzung ist allerdings, dass zukünftige Projekte schon im Ansatz möglichst interdisziplinär ausgerichtet werden und die archäologischen Fragen klar gestellt sind.

Band 2 (vom Erz zum Metall, vom Metall zum Objekt) fasst den Stand der Forschungen in der extractiven Metallurgie und der Herstellungstechnik von Bronzeobjekten zusammen. Von den 25 Artikeln geben die ersten sechs einen regional gegliederten Überblick über die Montanarchäologie des Kupfers von Österreich, den Südalpen, Karpaten, England und Irland sowie Frankreich. Der Fortschritt der Erforschung von Befunden in den letzten zwanzig Jahren, insbesondere von Abbauspuren und Verhüttungsanlagen, ist beeindruckend. Mehrere Forschungsgruppen können rund um die Schweiz mit Neufunden aufwarten. Der methodische Weg für die vertiefte Erforschung unserer prähistorischen Kupferverhüttungsspuren wäre aufgezeigt. Der Artikel von J. Happ et al. über die experimentelle Kupferverhüttung schliesst diesen ersten Teil des Weges vom Erz zum Metall ab.

Dass bereits die antiken Metalltechnologen ihre Umwelt verschmutzten, ist bekannt – und war es bestimmt auch seinerzeit schon. Nun aber sind die Auswirkungen global messbar. Konserviert sind die Belege von 7000 Jahren Schwermetallemission im Grönlandeis. Die Autoren errechnen für die Bronzezeit einen Kupferausschluss in die Atmosphäre durch Verhüttungs- und Verarbeitungstätigkeit von jährlich 20 Tonnen; in der römischen Epoche liegt der Wert um das Hundertfache höher. Die effektive Produktion von Kupfermetall lag in dieser Zeitspanne zwischen einigen hundert und zehntausend Tonnen pro Jahr!

Der zweite Teil, vom Metall zum Objekt, beginnt mit dem Artikel des Rezessenten über die experimentelle Rekonstruktion der prähistorischen Aufschmelztechnik des Kupfers und der Bronze. Die archäometallurgische Literatur spricht meist nur von der Gusstechnik. Dass das Aufschmelzen des Metalls auch eine Entwicklung durchlief, bleibt unbeachtet. Die theoretische Organisation einer Bronzeworkstatt zeigt M. Pernot auf; von den verschiedenen Schritten der Fabrikation bis zur möglichen räumlichen Anordnung. Ziel der Ausführungen, und Hoffnung zugleich, ist natürlich die Optimierung zukünftiger Ausgrabungen bronzezeitlicher Metallwerkstätten.

Die zwölf folgenden Artikel behandeln das Metallinventar und die entsprechenden Werkzeuge einzelner Fundorte, metallographische Untersuchungen an Bronzeobjekten und archäometallurgische Betrachtungen zum Metallhandel. Geographisch bestreichen diese Artikel die iberische Halbinsel, Frankreich, Italien, England, das ösenringumspannende Mitteleuropa sowie Böhmen und Mähren.

Einen interessanten Ansatz der Vernetzung von gründlichen Oberflächenuntersuchungen an Bronzeobjekten mit experimenteller Archäologie präsentieren T. Kienlin und B. Ottaway mit

Gebrauchsspurenanalysen an Randleistenbeilen. Die Resultate von makroskopischen Untersuchungen an Originalbeilen werden mit denen von klar definierten Experimenten verglichen. Kienlin und Ottaway zeigen Wege auf, wie sich Siedlungs-, Hort-, Fluss- und Grabfunde anhand ihrer Gebrauchsspuren unterscheiden lassen. Hoffentlich nicht nur Wunschdenken bleibt das abschliessende Votum, mit dem beschriebenen Ansatz könne man die letzte Tätigkeit des Eismannes mit seinem Kupferbeil herausfinden. Dass Kupfer und seine Legierungen auch noch im ausgehenden 20. Jh. n. Chr. die Anforderungen an einen modernen Werkstoff erfüllen, zeigt der abschliessende Artikel von J.-M. Welter, dem Vertreter einer heutigen Metallverarbeitungsfirma, über gestanzte Bronzeclips für die Elektroindustrie.

Auch der nicht auf Archäometallurgie spezialisierten Leserschaft seien diese Symposiumsbände wärmstens empfohlen, zur Bereicherung aller archäologischen Studien in den Metallzeiten. Die Geleise sind noch lange nicht ausgefahren – um Michel Pernod zu zitieren: «les pistes sont presque inexplorées».

Walter Fasnacht